

Erzgebirgische Heimatblätter



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Deitsch on frei wolln mr sei On do bleibn mr aa drbei

In diesem Wort unseres Toler-Hans-Tonel liegt der Mahnruf an all unsere Erzgebirgler, mit dem Wahlzettel einzustehen für ihr Deitschtum und für die Freiheit unseres Vaterlandes. Was es heißt Freiheit und Ehre zu verlieren, haben wir in den Jahren nach dem Weltkrieg an uns verspürt, aber auch unser Bild bringt eindruckstief den einstigen Verlust der Freiheit unseres Volkes zum Ausdruck, die uns der Führer in seiner Entschlossenheit und Tatkraft wiedergab. Heute ist die Stunde, wo wir es ihm danken können,

**denn 's gill jo unrer Hamit in aller deitscher Frei;
Dah's weit in Land nei klinge, deh' mir Erzgebircher sei.
Deitsch on frei wolln mr sei, on do bleibn mr aa drbei,
Weil mir Erzgebircher sei.**



Denkt daran!



Ö Drlabnis von 1916

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Zu menn 75. Geburtstog bie iech mit enn Mütt'rle in dr „Hugnstub“ v'rglich'n worn, dos senn Zuhörern lustige Geschicht'n drzehlet. Ö Mütt'rle hoot obr in senn lange Lab'n aa manche arnste Sach' drlabbt, un e letts arnft's Drlabnis well iech heit emohl drzehln.

Dos Gahr 1916 gehäret, wie meine geneigten Zuhärer wissn, zu dann arsch'n schwärn Wltkriegsgahrn, wu esu viel Söhne aus unn'r'n Vat'rland draußn im fremdn Land in schwärn Kämpfn schtandn un esu viele ihr Lab'n lossn mußtn.

's war zr Sommerschzeit 1916, wu iech bei menn V'rwandtn in Frankenburg bei Chamz ze Besuch war; an enn schinn warme Tog gieng iech offn Friedhof, üm dos Grob meines gutn, saling Brud'r's aufzesuch'n. 's war in dr 3. Schtund am Noochmittog; iech hat abn an meines Bruders Grob e Gebat v'rriecht, als e ältrsch, klans Weibl off mieh zukam; se grißet un blieb benn Nachbrogrob schtieh mit a'dachtig'r Miene in ih'n Geficht.

Iech saht zu ihr: „Sie hobn wuhl aa ans von Ihrn V'gehäring do liegn? Do krieget iech die betribbte Antwort: „Dos is nett dr Fall, obr iech hob sechs Söhne im Wltkrieg draußn un do giech iech, esu oft iech faa, raus offn Friedhof, üm für meine Rinn'r ze batn, weil iech denf, do härt mieh dr liebe Gott beßr bei dann vieln schtilln Schläfrn, wie drinne in dann lautr'n Betrieb dr Schtadt. Ach, wenn 'r doch meine Rinn'r wied'r komme ließ!“

Do saht iech zu dann gutmüt'gn Weibl; iech wellt ihr ihe zu ihrn Trost e Gedicht sogn, wos mei guter Brud'r, dar do unn'r dann Hüg'l schlummeret, verfaßt hätt'. Ganz a'dachtig häret mir nu dos Weibl zu:

„Ich weiß ein Herz, das Treue hält,
Das reich beglückt, nicht wie die Welt,
Nein, mit dem reinsten Segen:
An Jesu Herz
In Freud und Schmerz
Will froh mein Haupt ich legen.

Von ihm strömt Kraft und Leben aus,
Er pflanzt das Glück in jedes Haus,
In jedes Herz den Frieden.
Wer ihm vertraut,
Auf ihn nur baut,
Bleibt ewig jung hienieden.

Mit Jesu geh' ich aus und ein,
Mit Jesu will ich glücklich sein,
Mit Jesu leben, sterben,
Mit Jesu ziehn,
Mit Jesu fliehn,
Mit ihm der Himmel erben.“

„O, Freilein“, saht dodrauf dos Weibl ganz drgriff'n, „welle Se mir dä nett die drei Bar'ich aufschreib'n, doß iech se männ Rinn'r'n schickn könnt, domit se sich dra aufricht'n un drbaue könntn?“ Iech gob ihr zr Antwort, iech müßt zwar morgn früh wied'r mit dr Bah' nooch Buchholz fahrn, obr iech wellt ihr dos Gedicht heit ohmd noch aufschreibn un in en Briefumschloß schtecken un wenn iech zr Bahn gieng, könnt iech dann Brief

gleich mietnamme. Do bedanket sich dos Weibl sehr un iech saht noch benn Abschied, iech wünschet ihr von Harzn, doß ihre Söhne dr liebe Gott behüt'n möcht. Mit nass'n Mogn (Augen) drücket se mir de Hand. —

Iech schrieb am Ohmd dos Gedicht für dos Weibl auf un ne ann'r'n Tog ward se dann Brief durch de Post kriegt hobn. —

Dr Wltkrieg hat längst aufgehört, obr iech hat dos gott-v'rtrauende Weibl noch nett wieder gefah. Su warn fünf Gahr organge. Iech war wied'r bei men'n V'rwandtn in Frankenburg ze Besuch un besorget wos in dr Stadt. Als iech bal

Lichtbinktchen

(Leipziger Mundart!)

Un is dr Alldaach noch so grau,
's gann jeder, ob nu Mann, ob Frau,
Baar Lichtchen sich neindraachen.
Ihern Nachbar hier ä freindlich Wort
Un ä verschtändchen Zusbruch dort,
Wo eener will verzaachen.

Wenn dann dr andre wieder lacht,
Da weß mer: Das hast du gemacht.
Un das is ähm ä Lichtchen.
Im Fesllärm liecht oft garnicht drin,
So winzigkleene Freiden sin
Im Grunde ärjcht de richtchen.

Guckt nachn Himmel mit sein Schtern!
Da habbt'r och de Binktchen gern,
Un freit eich am Gefunkel.
Nu also, mach's doch gradeso
Im Hause oder im Biro:
Bringt Licht ins Alldaachsdunkel!

bis zu unn'rer Wuhning komme war, sogt ans zu mir „Gutn Tag“. Iech blick auf un war schtieht vir mir? Dos klane Weibl! Sie blickt mieh e paar Mognblick lang aa, nochert legt se mir ihre Hand off mei Schult'r un sogt ganz drfreut: „O Sie Gute, Sie Gute! Sie hoobn mieh v'r fünf Gahrn esu schüh (schön) offn Friedhof getröst, weil meine sechs Söhne miet im Wltkrieg schtandn un denfn Se nör, dr liebe Gott hoot meine Gebat drhört, alle sechs sei se gesund wieder komme. Ihr Wiens Gedicht von Ihrn saling Bruder hoot alle sechs Söhne schtärkt.“ Iech freiet mieh mit ihr sehr un wünschet ihr un ihrn Rinn'r'n noch alles Gute. Se ruht seit e paar Gahrn in dr kühl'n Urd, iech obr well dos arnste un doch aa freidige Drlabnis in menn Lab'n nett orgaßn. —

Wenn dr Schnee waggieht

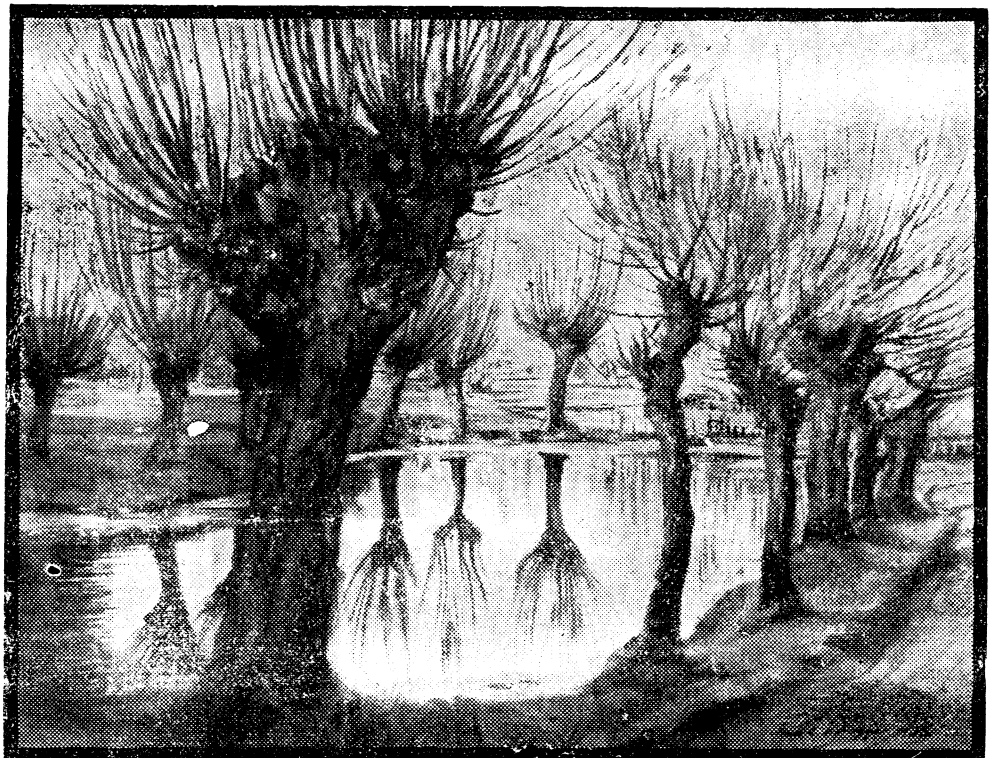


Wenn dr Winter wieder
 ve de Barg fortzieht,
 Wenn an Bachl draß 's
 erste Blüml blüht, / Wenn
 dr Starl ne Spaß träbt
 aus jen Häusel naus / On
 dr Fink pfäfft lustig hin-
 nern Haus: / O wie is
 nochert wieder of de Barg
 su schü, / Wenn mr zeitig
 früh sieht de Sonn auf-
 gieh, / Wenns su lustig
 schallt drubn in Wald un
 Fald — / Grüß dich Gott,
 du weite grüne Walt!



Singt jeds Vögela voll
 Lieb sei Weibl ah, /
 Unnern Hühnervolk dreht
 sich dr Hah, / Paart sich
 grauß un klaa, do is de
 raschte Zeit! / Do gieht dr
 Boß zen Madl of dr Freid.
 / O wie is nochert wieder
 of de Barg su schü, / Wenn
 mr zeitig früh sieht de
 Sonn aufgieh, / Wenns su
 lustig schallt drubn in
 Wald un Fald — / Grüß
 dich Gott, du weite grüne
 Walt!

Anton Günther, Gottesg.



Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



(6. Fortsetzung und Schluß.)

Dies alles war Sutterscher Grund und Boden? Von mexikanischen und kalifornischen Gouverneuren bestätigt? Von der neuen Staatenregierung so mit den alten Titeln übernommen? Soll er kommen und sich sein Land wieder holen? Vorläufig sind wir hier und waschen Gold. Für 200 Dollar täglich. Und wer uns vertreiben will, tut gut, uns auf Pistolenschußentfernung zu besuchen.

Die Goldjäger kamen aus ganz Amerika und aus Europa. Sie hatten es eilig, nach Kalifornien zu kommen, um möglichst rasch an dem Segen teilzuhaben. Durch den ganzen Kontinent reiten oder fahren, wie es die Kolonisten getan haben — so dumm wollte niemand sein.

Von New York fuhren ganze Auswandererflotten an die Landenge von Panama, wo geschäftstüchtige Finanziers die Lage richtig erkannt hatten. Sie hatten eine Eisenbahn erbaut, die im Jahre 1848 den Aktionären eine Dividende von 420 Prozent auf den Tisch legen konnte. Neger hatten sie in fliegender Eile erbaut, die Straße führte durch eine Fieberhöhle. Die Neger fielen um wie die Fliegen. Kleine flinke Klipper brachten ständig neue „Fracht“ aus Afrika, der Bahnbau ging weiter.

Eine tobende Horde von Abenteurern lag in den Viehwagen dieser Goldbahn. Die kurze Fahrstrecke kostete 350 Dollar. Manch einer der Glücksritter kam in Kalifornien mit der tödlichen Krankheit an, die ihn nachher an der Schüttelruthe zusammenfallen ließ. Aber der Strom ließ nicht nach.

Gold schrieb es in siebenundzwanzig Sprachen in die Welt hinaus. In Kalifornien werden Vermögen gemacht. Täglich bis zu 400 Dollar an der Schüttelruthe.

In einem der elenden Bahnwagen des Panama-Zuges saß Anna Sutter mit ihren Kindern. Sie hatten die Fahrt über den Ozean leidlich gut überstanden, aber diese wilde Rote hier war doch ganz dazu angetan. Wie sie bramarbassierten!

„Der Sutter? Dem Halunken knallen wir zwei Lot Blei zwischen die Rippen, wenn er nicht will! Das fehlte noch, ehrlichen Goldsuchern den Grund und Boden zu verweigern. Haben die Amerikaner deswegen die Freiheit erkämpft, damit sich so ein hergelaufener Kerl jetzt als Kaiser von Kalifornien aufspielt? Nieder mit Sutter!“

Die Revolver knallten übermütig in die Luft, bei jedem Schuß zuckte Anna Sutter zusammen. Emil und Rudolf saßen trozig neben ihr, sie konnten hier nicht helfen.

Drüben in Kalifornien aber waren die Schüsse der Desperados ernster gemeint. Hier fielen Menschen unter den Kugeln. Wenige wagten es wirklich, sich den Goldrittern entgegen zu stellen. Von drüben wurde geschossen. Sutter selbst versuchte im Anfang, seine Landrechte geltend zu machen. Auch auf ihn wurde geschossen. Er schoß wohl zurück, der alte Westler, aber die Uebermacht war zu groß.

Sutters Königreich war zerstört. Die Farmen waren zerfallen und verwüstet. Die Viehweiden waren leer geschossen, was auf den Feldern nicht zerstampft worden war, das faulte nutzlos dahin. Die Farmarbeiter waren in die rasch aufblühenden Minen geeilt, jede Hand machte hier Gold.

Ging es einmal gar zu wild in den Goldgräberlagern zu, schickte die Staatenunion Truppenabteilungen hinüber. Sie taten es aber nur zweimal, und keiner der Soldaten kam je wieder zurück in seine Garnison. Sie blieben bei den Minen und wuschen Gold.

Sutter hatte sich in seine Hof-Farm geflüchtet. Er sah sein mächtiges Reich durch das gelbe Metall zerstört und dem Untergang geweiht. Alle seine Mitarbeiter hatten ihn verlassen.

Das Jahr 1848 hatte Sutter zu einem alten Mann gemacht. Sein Haar war schlohweiß geworden, der reichste Mann von Kalifornien saß in elenden Kleidern auf seiner Farm.

So sah ihn Anna Sutter wieder. Die Eheleute hatten sich dreizehn Jahre nicht gesehen. 1834 hatte Sutter aus der Heimat fliehen müssen, in dieser kurzen Zeit hatte er den Gipfel menschlichen Erfolges erklommen. Und in wenigen Wochen war alles dahin.

„Endlich seid ihr da.“

Anna Sutter sieht sich um. Von der Hof-Farm geht der Blick weit über das Tal hin, wo die kleinen Goldgräberansiedlungen verstreut liegen. Wirre Ansammlungen von rohen Bretterhütten. Anna Sutter ist hier durchgefahren und kennt das Leben in diesen wilden Nestern.

„Johann.“

In diesem einen Wort liegt so viel Güte und Vertrauen. Sutter fühlt, wie seine Frau die ganzen Jahre nur an ihn gedacht hat. Ihm wird selbst in diesem Augenblick der tiefen Erniedrigung warm ums Herz, denn er fühlt sich doch nicht von allen verlassen. Und leise kommt ihm die erste Regung, der erste Gedanke an Auflehnung. An einen Kampf gegen das Schicksal, das ihn so in den Abgrund geworfen hat.

„Anna, bleib du hier und verlaß mich nicht. Ich will alles wieder gut machen; vertraue mir.“

Die Frau fährt weich über seine weißen Haare. Sie kennt das Land nicht, kennt nicht die Leiden, die Johann August Sutter ertragen hat, aber sie ist in diesem Augenblick sein einziger Halt.

„Johann, wir bleiben alle hier bei dir. Und Emil und Rudolf werden dir helfen, alles wieder aufzubauen.“

Sutter hebt den Kopf. Er faßt leise Hoffnung. Da stehen seine beiden Söhne, herrliche, tapfere Burschen. Er will in ihren Augen seine Kampfeslust erkennen, die ihn das kalifornische Werk schaffen ließ. Sie und Anna werden ihn nicht verlassen. Und dann ist ja noch der alte Ermatinger, der dort an der Tür lehnt und in das Land hinaus sieht.

Sutter springt vom Stuhl auf, seine Gestalt reckt sich hoch. Seine Augen sind lebhaft, sie blinken und blitzen wie in alten Brärietagen.

„Ermatinger, alter Savannenknochen. Wir werden sie angreifen. Sie sollen mir mein Land wiedergeben, die Halunken. Darum sind wir nicht 8000 Meilen mit unserm Skalp spazieren gegangen, daß uns jetzt hier Räuber unsern Grund und Boden ausplündern. Bei Gott, ich will sie kriegen. Sie sollen mir geben, was meins ist und was wir uns mit dieser Hände Arbeit erschaffen.“

Ermatinger faßt nur stumm an den Hüftgurt, wo der Revolver steckt, und diese Geste ist seine Antwort. Sutters beiden Söhnen blitzt die Kampfeslust aus den Augen, und ruhig und gütig vertrauend steht Frau Anna unter diesen Männern.

Ein dreißigjähriger Kampf begann in dieser Stunde.

„Nach amerikanischem Recht gehört die Hälfte des gefundenen Goldes mir, und es handelt sich um Hunderte und Hunderte von Millionen Dollars. Andererseits habe ich einen unberechenbaren Schaden dadurch erlitten, daß das Gold auf meinen Ländereien entdeckt, alle meine Besitzungen von Fremden überflutet und verwüstet wurden, weshalb ich doch einen Anspruch auf Schadenersatz habe. Drittens bin ich der einzige Eigentümer des gesamten Terrains, auf dem San Francisco erbaut wurde, und noch anderer Terrains, auf dem andere Städte und Dörfer errichtet worden sind. Ich habe sämtliche Besitztitel dieser Terrains, die mir zur Zeit der Mexikaner von den Gouverneuren Alvarado und Michel-Torena als Belohnung für meine Dienste und als Ersatz für meine Auslagen in den Indianerkriegen an der Nordgrenze geschenkt worden sind. Viertens haben sich neue Kolonisten auf meinen Plantagen häuslich niedergelassen und weisen jetzt funkelneue Besitztitel vor, während ich es doch bin, der diese ganze Gegend fruchtbar gemacht und die schönen Meiereien der Russen, als sie weggingen, bar bezahlt hat. Endlich dienen heute sämtliche Brücken und Kanäle, Teiche, Schleusen, Landstraßen, Wege, Hafendämme, Pontons und Mühlen, die ich mit meinem eigenen Geld errichtet habe, der Doffentlichkeit, und die Staatsregierung muß sie mir ersetzen.“

Sutter fordert noch mehr. Von dem gefundenen Gold verlangt er die Hälfte, und von dem noch zu findenden ebenfalls die Hälfte bis zu einem Zeitpunkt von 25 Jahren. Das Gesetz bestimmt es so, und darauf baut Sutter.

Sutters Forderung geht an die Gerichte. Eigensinnig sitzt er auf der Hoffarm und wartet ab. Ein wenig arbeitet er auch noch, aber der alte Schwung ist dahin, ist gebrochen.

Frau Anna stirbt, und Ermatinger geht eines Abends in die Jagdgründe ab.

„Sutter, Sutter, die Indianer kommen! Da, da . . . ich sehe sie . . .“

Sutter drückt dem alten Kampfbruder die Augen zu und läßt ihn unter einer mächtigen kalifornischen Eiche bestatten. Noch einmal werden ihm hohe Ehren zuteil. Die Union ernennt ihn zum General, setzt ihm eine Pension aus und schenkt ihm einen prachtvollen Ehrendegen.

Am 9. September 1854 feiert Kalifornien den fünften Jahrestag der Gründung von San Francisco. Sutter reitet an der Spitze des grandiosen Festzuges. Aller Augen sind auf den hochgewachsenen Greis gerichtet. Auf einem hohen weißen Pferd reitet Johann August Sutter, der ungekrönte Kaiser von Kalifornien, und seine Hände halten den Generalsstab. Hinter ihm reiten seine drei Söhne, dann das 1. Kalifornische Regiment, darauf berittene Artillerie und leichte Kavallerie.

Festreden feiern ihn als Gründer dieses Landes, „das einst das mächtigste der Erde sein wird. Wenn die Geschichtsschreiber einmal die alten Tage wieder beleben, dann werden sie nicht an dem Namen dieses Mannes vorübergehen können, der den Grundstein zum Wohlstand Kaliforniens legte.“

Sutter hörte alles schweigend an. Nervös dreht er den Goldring an seinem Finger, der die Inschrift trägt:

Das erste kalifornische Gold, entdeckt im Jahre 1848.

Das war sein Ruin, das war sein beginnendes Ende. Was soll all der Mummenschanz hier, mein Recht will ich haben. Drüben mein Sohn Emil, er führt meinen Prozeß, den riesigen Sutterprozeß gegen 17 221 Einzelpersonen, die Suttersches Eigentum ganz gegen alles Recht in Besitz nahmen.

Am Abend ist ein herrliches Bankett für tausend Personen. Wieder Reden und Trinksprüche. Ein amerikanischer General Fremont bringt einen Toast auf Sutter aus. Sutter sieht zu Fremont hinüber und denkt an den kleinen streifenden Leutnant der Staatenarmee, dem er mehr als einmal Schutz und Hilfe bot.

Alles vergessen, was er für Kalifornien getan hat? Sutter hofft auf sein Recht bis an sein Lebensende. Der höchste Richter Kaliforniens erkennt wenige Monate nach den herrlichen Feiern in San Francisco Sutters Rechtsanspruch gegen die 17 221 und gegen den Staat an.

Sutter empfängt die Nachricht auf der Hoffarm. Seine Augen leuchten, er springt vom Stuhl hoch.

„Endlich, endlich!“

Aber er hat zu früh gefrohlockt, der Nob lehnt sich auf. Das Rechtsbüro von Emil Sutter in San Francisco wird zerstört, wieder knallen die Schleusen, die seit einigen Jahren geschwiegen haben. Der Richter muß sich vor der Wut der Menge verbergen, Sutters letzte Farmen gehen in Rauch auf. Er selbst ist seines Lebens nicht mehr fayer und flieht nach dem Osten.

Nach Washington, wo das Bundesgericht der Staaten seinen Sitz hat. Ausgerüstet mit dem Spruch des kalifornischen Richters Thompson erscheint eines Tages vor den hohen Justizbeamten ein Greis und erhebt Anspruch auf Hunderte von Millionen.

Die Richter nehmen sein Gehuch entgegen. Sie wissen, daß sie machtlos sind. Sie verröthen Sutter. Er geht zurück in eine ärmliche Wohnung und wartet.

Die Jahre fließen und gehen. Sutter führt seinen Prozeß. Eisenbahnen durchziehen den ganzen Kontinent, und die Indianer gehen still in die Reservationen. Die Büffel verschwinden von den Prärien, und das Gold Kaliforniens verfliegt. Sutter führt seinen Prozeß. Dampfschiffe durchfurchen den Ozean in schnellen Zeiten, große Städte schlüpfen aus dem Erdboden, und der menschliche Fortschritt greift munter in die Zeit und holt die Elektrizität von dort herunter. Sutter führt seinen Prozeß.

In einer zerklüfteten Generalsuniform erscheint er auf dem Bundesgericht, wo ihn schon jeder kennt. Niemand von den Richtern wagt eine Entscheidung zu fällen, die ja unzweifelhaft wieder zu einem Volksaufruhr führen muß. Sutter hofft und harret und verläßt sich auf die Entscheidung des Richters Thompson aus dem Jahre 1855.

Die deutschen Anliebler sind längst zu Amerikanern geworden, eine neue Generation ist herangewachsen, und die alten Präriewagen fahren nicht mehr monatelang über die Ebenen. Große Weizenfelder erstrecken sich von Ozean zu Ozean, und Kalifornien ist wieder zur geeigneten Obstbaum-Land Amerikas geworden.

Aber Sutter führt seinen Prozeß. Das ruhige, von Staatsbeamten bewohnte Washington kennt den abgemagerten Greis, der fast täglich zum Bundesgericht kommt, um nach den Fortschritten „seines Prozesses“ zu erkundigen. Die Straßungen kennen ihn seit Jahren und machen sich über ihn lustig.

„General, General, ihr habt euren Prozeß gewonnen. Soeben hat auch der Kongreß hundert Millionen bewilligt.“

Sutter sitzt auf den Stufen, die zum Bundesgericht führen. Es ist herrlich schönes Sommerwetter. Der kleine Zeitungsjunge, der ihm diese Glücksbotschaft zugerufen hat, kam von oben die große Freitreppe herab.

„Ist das wahr, Junge?“ fragt er noch.

Er sieht nicht das Blinzeln in den Augen des Zeitungsjungen, mit dem er seine umherstehenden Kameraden informiert, und Sutter hört auch nicht die Flüge als der Junge lustig antwortet:

„Bombensicher, General! Eben sind Bob und Jim weggerauscht, ich muß ihnen nach. Wir wollen heute Zeitungen verkaufen, und diese Meldung wird Sensation machen.“

Lachend und schreiend rennen die Jungen auseinander, ohne sich um den Alten zu kümmern. Doch hinter einigen Säulen beobachteten sie den Greis weiter.

Sutter steht auf der großen monumentalen Freitreppe. Er sieht in den blauen Himmel, auf dem einige weiße Federwölkchen tanzen. Er breitet die Arme aus, als wollte er beten.

„Danke“ sagte er noch, dann fällt er zusammen.

Am 17. Juni 1880 starb Johann August Sutter. Es war nachmittags 3 Uhr. An einem Sonntag. Der Kongreß tagte an diesem Tage nicht.

-- Ende. --

Professor Dr. W. Raschke † Studiendirektor i. R.

Am 14. März 1936 wurde ein um das Erzgebirge hoch verdienter Mann in Annaberg zur letzten Ruhe beigesetzt. Der Gang seines Lebens ist schon an anderer Stelle behandelt worden.

Aufgabe der Heimatblätter ist es, seine großen Verdienste um unsere erzgebirgische Heimat zu würdigen. Ausgestattet mit einem geradezu erstaunlich vielseitigen Wissen und mit einer ungeheuren Willenskraft und Zähigkeit widmete er sich dem Wohle der Gesamtheit mit all seinem Können und Wissen und mit einem grundgütigen Herzen in selbstloser Weise. Obenan standen bei ihm Vaterlandsliebe und Treue, Glaube an Recht und Freiheit, Hilfsbereitschaft in jeder Hinsicht und zähes Festhalten an alledem, was er für gut und recht hielt. Einerseits war er ein Feuergeist, der sich für Vaterlandstreue und alle sozialen Bestrebungen bis zum äußersten einsetzte. Auch bei ihm galt der Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. Andererseits widmete er sich mit Liebe und Hingabe seinen beruflichen Pflichten und der Freundschaft zu allen denen, die er dieser Freundschaft für würdig hielt. Auch vor einem harten und rauen Wort schreckte er nicht zurück und wußte sich trotz körperlicher Behinderung überall Achtung, Liebe und Respekt zu schaffen. Aber gepaart mit einem scheinbar rauen Wesen war ein so unübertrefflicher von Herzen kommender und auch zum Herzen gehender Humor, der ihm half, schwierigen Situationen ihren Stachel zu nehmen, selbst in schweren Zeiten mit einem Scherzwort sich selbst und anderen zu helfen nach dem alten Lateinerwort: „Sicche, daß Du auch in harten Zeiten Deinen Gleichmut bewahrst.“ Hunderte

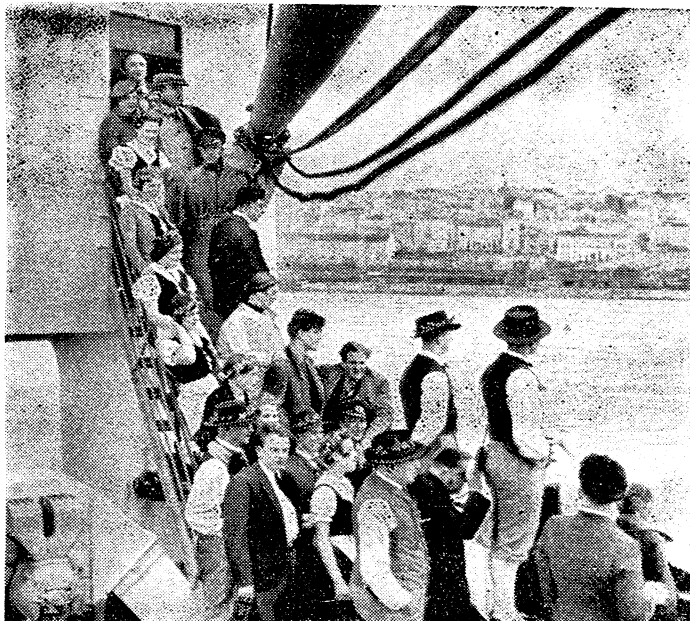
von tüchtigen Männern unserer engeren Heimat verdanken ihm nicht bloß Wissen und Können, sondern vor allen Dingen heiße Liebe zu Vaterland und Heimat. In vielen deutschen Zeitschriften erscheinen Tafeln über unsere heimischen Singvögel; diese Tafeln hat Raschke geschaffen. Und vor allen Dingen der Hammerbund verdankt Raschke, daß unser alter Frohnauer Hammer mit seinem Herrenhaus nicht nur erhalten wurde, sondern zu einem dauernden Denkmal unseres heimatlichen Gewerbesfleißes und auch für ihn selbst wurde. Er brachte es zustande, diejenigen Summen zu sammeln durch freiwillige Spenden unseres Bürgertums, welche ermöglichten, daß der Hammerbund Gebäude und Grundstück erwarb und vor dem Verfall schützte. Wenn der Frohnauer Hammer heute in ganz Deutschland bekannt ist und alljährlich viele Zehntausende von Besuchern eine längst vergangene Periode des Gewerbesfleißes noch vollständig im Hammerwerk erhalten wieder durchleben können und in dem Herrenhaus Rast und Erquickung finden, so verdanken wir dies Walter Raschke und seiner selbstlosen aufopfernden Arbeit für unsere Heimat. Wir wollen ihm daher alle ein ehrendes Andenken bewahren als Förderer und Erhalter eines Kulturdenkmals unserer Heimat aus ferner Zeit und dabei nicht vergessen, daß er ein Menschenfreund und ein edler Charakter war, von dem man mit Recht sagen kann:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,
der hat gelebt für alle Zeiten.“

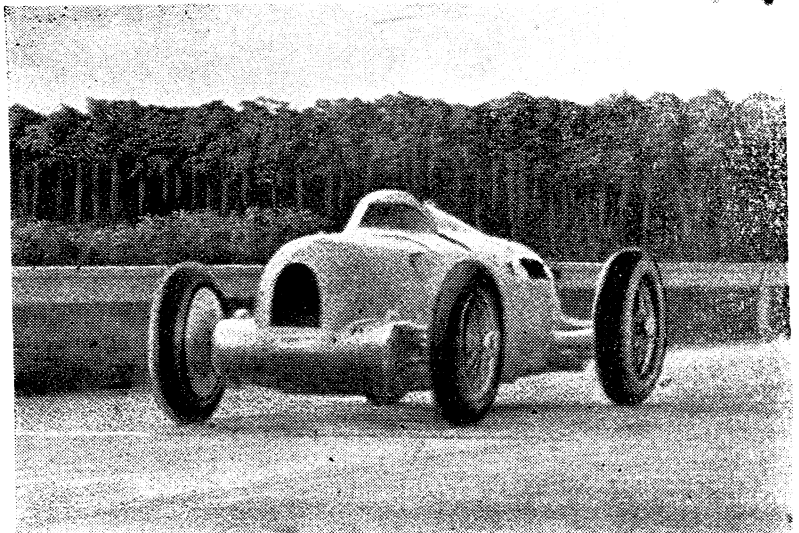
U.



Prof. Dr. W. Raschke, Studiendirektor i. R.,
gestorben am 11. März 1936.

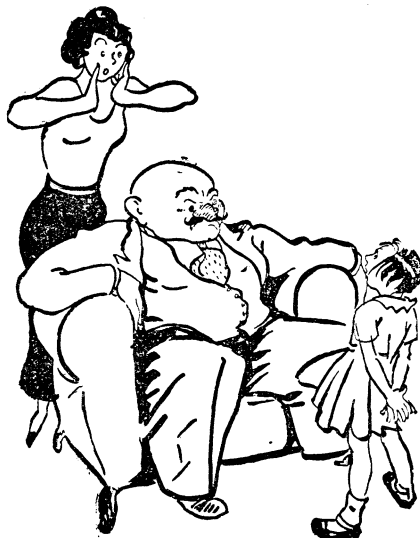


Die AdF-Flotte in Lissabon. Die AdF-Flotte hat auf ihrer Reise nach Madeira Lissabon angelaufen, wo wir den Dampfer „St. Louis“ bei der Einfahrt in den Hafen zeigen. AdF-Fahrer aus Wenningen a. d. Mosel haben ihre Trachten angelegt. (Presse-Bild-Zentrale, R.)

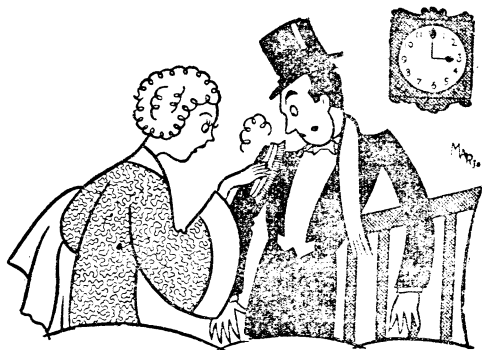


Hans Stuck fährt Weltrekord auf der Reichsautobahn. Auf dem Reichsautobahn-Abschnitt Frankfurt am Main—Darmstadt führte die Auto-Union die ersten Probefahrten ihres Rennwagens durch. Dabei gelang es Hans Stuck, in der Klasse von 5000 bis 6000 Kubikzentimeter einen neuen internationalen Klassenrekord zu erzielen. Er legte 5 Kilometer mit fliegendem Start auf der Hinfahrt in 57,30 Sekunden, das sind 313 Stundenkilometer, und auf der Rückfahrt in 57,48 Sekunden, das sind etwa 311 Stundenkilometer, zurück. (Weltbild, R.)

Lachen, ja Lachen ist gesund



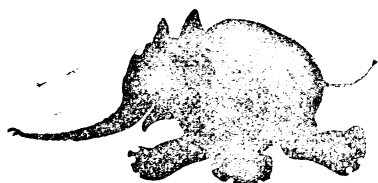
„Freust du dich, Etschen, wenn ich zu Besuch komme?“
 „Natürlich, Onkel — ich bekomme doch jedesmal von Mutti zehn Pfennige, damit ich nicht frage, woher du die rote Nase hast!“



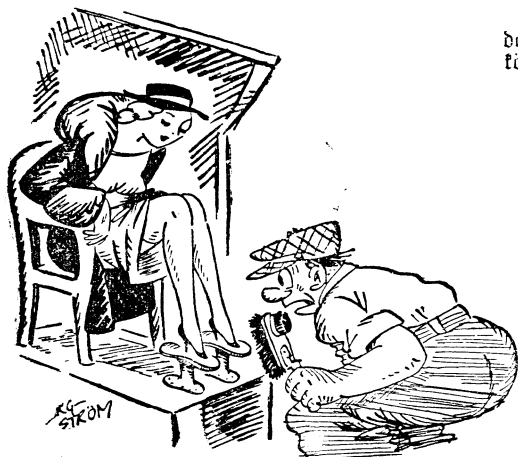
„Aber Wolfgang, wo bist du denn gewesen — du hast rote Farbe in deinem Gesicht und Mehl auf deinem Anzug?“



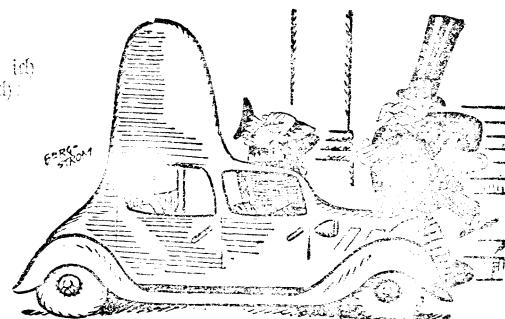
„Finden Sie, daß ich älter geworden bin, Herr Müller?“
 „Aber gnädige Frau, Sie sehen aus, wie eine Hölle von zwanzig Jahren!“



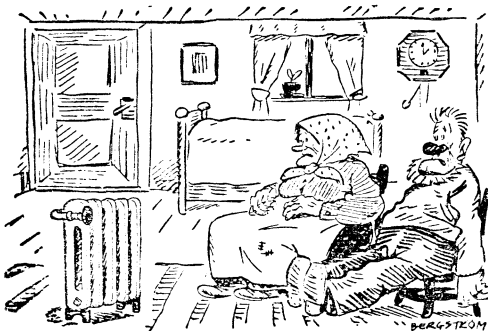
Der Aufschneider: „Ach, wenn ich doch wieder eine Mücke aus ihm machen könnte!“



„Sehen Sie sich vor, daß Sie mir die Strümpfe nicht schmutzig machen!“



„Herr Graf, der Wagen ist vor-
 gefahren!“



„Man hat uns angeführt. Emma — dieser Ofen wärmt ja gar nicht!“



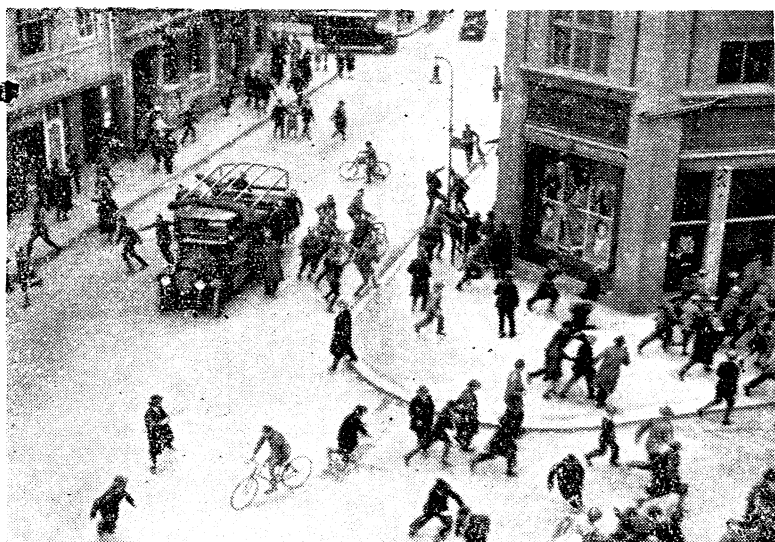
„So wird also die Löwenbändigerin den Schlangenmenschen doch heiraten?“
 „Ja, sie will gern einen Mann haben, den sie um den Finger wickeln kann!“



„Frau Meyer, der Kohlenmann will sagen, er könnte nicht eher wieder Kohlen bringen, bis er die letzten bezahlt hat.“
 „So kann bestellen Sie ihm, es tut mir leid, aber so lange Warte ich nicht mehr!“

Die Wahlschlacht in der Heimat und im Reich

Der 29. März 1936 wird in den Analen der deutschen Geschichte als ein besonderer Ehrentag der Nation verzeichnet stehen. An diesem Tag erhob sich das deutsche Volk und stellte sich geschlossen und einmütig hinter seinen gekürten Führer, hinter Adolf Hitler, dem Retter des Reiches, dem Erneuerer und Einziger des Volkes und dem Bewahrer des Friedens, der Freiheit und der Ehre. An diesem Tag bekundete das deutsche Volk mit dem Stimmzettel in der Hand dem Führer sein Vertrauen. Überall im Gebirge stand alles im Zeichen dieser großen Friedenswahl. In Stadt und Land hatte man in eindrucksvoller Weise auch den letzten Volksgenossen auf die hohe Bedeutung und die unerhörte Wichtigkeit dieser Volksabstimmung hingewiesen. Unser nebenstehendes Bild zeigt ein großes Hoheitszeichen mit Wahlkalender und einer schlagkräftigen Wahlparole auf dem Markt zu Geyer. Überall sind ähnliche oder auch andere, gleichwertig in der Werbekraft, Propagandamaßnahmen getroffen worden. In Stadt und Land unserer Gebirgsheimat grüßt uns der Spruch unseres Heimatjägers, der schlichte Satz unseres Toler-Hans-Tonls: „Deitsch un frei wolln mr sei!“.



1. Mai einst . . .

Früher waren die Straßen am 1. Mai Schauplatz des roten Terrors des Klassenkampfes (siehe Bild links). Heute marschieren Arbeiter, Unternehmer und Minister in einer Front am Feiertag der deutschen Arbeit (siehe Bild rechts). (Selle-Engler, 2 R.)

und 1. Mai jetzt!



Das Gegenstück von Deutschland

Von dem blutigen Putschversuch in Tokio, in dessen Verlauf bekanntlich mehrere führende japanische Politiker ermordet wurden, liegt nebenstehendes Bild vor. Es zeigt einen Teil der meuternden Soldaten vor dem Polizeipräsidium in Tokio, das von ihnen als eines der ersten Gebäude besetzt wurde und in den folgenden Tagen als Hauptquartier diente. (Weltbild, R.)

